

DIE FACKEL

NR. 31

WIEN, ANFANG FEBRUAR

1900

Der gordische Knoten — zerhauen

Die Schlichtung der nationalen Wirren: Die Regierung hat anfangs Februar eine *Konferenz* zusammenberufen, um über die Modalitäten zu beraten, unter denen den nationalen Parteien vorläufige Entwürfe vorzulegen wären, die zu einer gesetzlichen Regelung der strittigen Fragen führen könnten.

Die Schlichtung der sozialen Wirren: Die Regierung wird anfangs März eine *Kommission* zusammenberufen, um über die Modalitäten zu beraten, unter denen Erhebungen gepflogen werden sollen, auf Grund deren der Entwurf eines Gesetzes über die Abkürzung der Arbeitszeit im Bergbau vorzubereiten wäre.

Die Ergebnisse von Konferenz und Kommission werden am *1. April* veröffentlicht.

* * *

Seit Wochen stehen im Norden der Monarchie die Kohlengräber im Ausstand; und einmütig, wie noch nie, billigt eine Öffentlichkeit, in der es sonst nur Meinungen, aber keine Meinung gibt, die Forderungen der Streikenden. Der freche Trotz der Ausbeuter, die sich zuerst weigerten, die Einigungsämter zu beschicken, und sie dann sprengten, hat selbst ihre berufsmäßigen Anwälte eine Zeitlang verstummen gemacht. In der Börsenpresse schienen soziale Instinkte sich zu regen, und man wagte, an die Rothschild und Wittgenstein leise Mahnungen zur Nachgiebigkeit zu richten. Rothschild und Wittgenstein spotten der Worte; daß es zu Taten nicht kommen werde, waren sie ja versichert. Wer unbotmäßigen Arbeitern die Wasserleitung absperrt, wird doch nicht zögern, den publizistischen Tagelöhnern die Futterkrippe der Pauschalien nötigenfalls höher zu hängen. Es war nicht erst nötig, damit zu drohen. Unsere bürgerliche Presse ist besonnen genug, um sich von Gefühlen nicht allzuweit hinreißen zu lassen. So weit ist kein einziges bürgerliches Blatt gegangen, daß es, wie dies im Ausland tausendmal geschehen ist, für die Streikenden Sammlungen eröffnet hätte. Und als die ersten Spuren der Nachgiebigkeit von Seite der Gewerken sich zeigten, atmete die Presse, die schon davor gezittert hatte, daß eine auch nur scheinbare Arbeiterfreundlichkeit ihre Patrone verletzen könnte, erleichtert auf. Man verkündete, in wenigen Tagen werde der Streik beendet sein.

Die Absichten der Grubenbesitzer waren von allem Anfang an klar. Sie waren sich bewußt, daß sie auf die Dauer nicht unnachgiebig bleiben könnten. Aber ihr Plan war, die Arbeiter auszuhungern. Wenn der Ausstand lange genug gedauert hätte, wenn der Streikfonds und alle eigenen Mittel der Aus-

ständigen erschöpft, die Kassen der hilfsbereiten Arbeiterorganisationen bis zur Grenze, die ihre Mittel stecken, in Anspruch genommen, die Kohlengräber auf Monate hinaus an die Lebensmittelhändler verschuldet sein würden: dann sollten Konzessionen in solchem Ausmaße gemacht werden, daß sich ihre Kosten noch auf die Schultern der Konsumenten abwälzen lassen würden. Die Erschöpfung der materiellen Mittel der Arbeiterschaft würde dann zugleich Gewähr dafür bieten, daß ein neuerlicher Ausstand auf lange Zeit hinaus unmöglich wäre.

Unsere Öffentlichkeit versteht nur zum geringsten Teile die Schliche der Grubenbesitzer. So kann man ihr einreden, das nunmehr gezeigte Entgegenkommen der Ostrau—Karwiner Gewerken sei ein Erfolg der Regierung; und so unterläßt sie, das Vorgehen der Regierung mit dem gebotenen Mißtrauen zu prüfen, und ergießt alle Entrüstung über die Häupter der Ausbeuter. Es ist eine alte Erfahrung: kurzsichtige Menschen schwingen sich niemals zur Kritik bestehender, ruhender Zustände auf. Immer muß erst eine Veränderung eintreten, ein Anstoß gegeben werden, damit sie die Augen öffnen. Ja, hat man bisher die Schädlichkeit der Sippe, gegen die die Kohlenarbeiter jetzt kämpfen, nicht gekannt? Oder hat man geglaubt, die Rothschild, Gutmann, Wittgenstein würden plötzlich aus der Art schlagen und Menschenwohl über Kapitalprofit stellen? Wenn Herr Rothschild ein wohltätiges Institut mit ein paar tausend Gulden unterstützt, wenn Frau Gutmann als Patronesse in den Ballsaal einzieht, in dem zu wohltätigem Zweck getanzt wird, dann ist es an der Zeit, davon zu sprechen, daß die verbrecherische Ausbeutung von hunderttausend Menschen diesen Leuten die Mittel bietet, mit deren tausendstem Teil sie hundert Menschen zu Hilfe kommen. Wenn Herr Wittgenstein die Eintrittskarte zum Deutschen Schulvereinsfest mit tausend Kronen bezahlt, dann hat man der Öffentlichkeit zu sagen, daß der Herr, der da mit einem Lumpengeld dem Deutschtum helfen will, samt seinen auch deutschen Kumpanen durch Hungerlöhne, von denen der höherkultivierte deutsche Arbeiter nicht leben kann, die deutsche Arbeiterschaft aus angestammten Gebieten treibt, die Slawisierung Österreichs wirksamer fördert, als zehn Sprachenverordnungen vermöchten. Jetzt aber, sage ich, handelt es sich nicht um eine Kapitalistengruppe, sondern um das Vorgehen der Regierung, die endlich sich entschlossen hat, gegen deren Übergriffe einzuschreiten.

Und das wissen ja wohl manche: der Entschluß ist nicht erst von heute und nicht erst durch den gegenwärtigen Streik veranlaßt. Ende Februar 1899 hatte der Arbeitsbeirat statistische Erhebungen des arbeitsstatistischen Amtes über die Lage der Bergarbeiter im Ostrau—Karwiner Revier beantragt. Sogleich meldete sich der »Centralverein der Bergwerksbesitzer Österreichs« (Präsident: Graf Larisch—Mönnich, Vizepräsident: Carl Wittgenstein), um gegen solche Erhebungen zu protestieren. Und als in der Sitzung des Arbeitsbeirates vom 20. März gleichwohl beschlossen ward, sie durchzuführen, lehnten die Gewerken nach langen, hinterhältigen Verhandlungen jede Mitwirkung ab. Mitte September riß endlich dem Handelsminister Freiherrn v. Dipauli die Geduld. Er richtete ein Schreiben an den Grafen Heinrich Larisch—Mönnich, in dem er erklärte, die Stellungnahme der Bergwerksbesitzer müsse die Anschauung als berechtigt erscheinen lassen, daß diese »eine authentische amtliche Klarstellung der Lage der Bergarbeiterschaft im Ostrau—Karwiner Reviere zu scheuen hätten«. Dem Freiherrn v. Dipauli blieb nicht Zeit, den Widerstand zu brechen. Das Ministerium Thun fiel, und Graf Clary gelangte an die Regierung, freudig begrüßt von allen Liberalen und allen Kapitalistencliquen. Kaum hatte er die Leitung des Ackerbauministeriums, dem ja bekanntlich das Bergwesen untersteht, übernommen, als sich der Centralverein der

Bergwerksbesitzer an ihn als Retter aus der Not wandte, die von der statistischen Klarstellung drohte. Er ward aufgefordert, das arbeitsstatistische Amt zur Unterwerfung unter die Wünsche der Grubenbesitzer zu zwingen. In ähnlich frechem Tone, wie in diesem Schreiben, hat man in Österreich noch niemals gewagt, zu einem Minister zu sprechen. Dem arbeitsstatistischen Amte wurde vorgeworfen, daß es »mangels ausreichender Kenntnis der tatsächlichen Betriebs— und Arbeiterverhältnisse beim Bergbau die Tragweite seiner Entschlüsse ebensowenig wie der ständige Arbeitsrat beurteilen könne«; daß es durch seine Aktion »den mühsam erhaltenen sozialen Frieden zwischen Bergbau—Unternehmern und Bergarbeitern in unnötiger Weise stören« wolle. Graf Clary gab nach; Beweis genug, daß es nicht immer der Klügere ist, der nachgibt. Der Plan der Erhebungen wurde fallen gelassen.

Da aber jetzt der »mühsam erhaltene soziale Friede«, ein bewaffneter Friede, in dem seit zwei Jahren beide Parteien mit allen Mitteln gerüstet haben, endlich doch gebrochen wurde, hat das Ministerium Koerber einen Schritt getan, der viele Hoffnungen erweckte. Der Justizminister und ein Sektionschef haben persönlich vermittelt. So durfte ich neulich die Worte niederschreiben, es sei jetzt zum ersten male in Österreich eine Regierung der Pflicht sich bewußt geworden, das öffentliche Interesse, das beim Arbeitsvertrag in Frage kommt, zu schützen. Wie sie das getan, davon das nächste mal; da will ich von der sozialen Gesinnung und der Energie des sozialen Wollens der österreichischen Verwaltung und des Ministeriums Koerber sprechen.

* * *

RUSKIN

Von hochgeschätzter Seite erhalte ich nachstehende Zeilen:

Vor einigen Wochen ist einer der größten Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des ausgehenden Jahrhunderts gestorben. In Österreich hat man davon natürlich kaum etwas gehört oder gelesen. Wer kennt bei uns John Ruskin? Die meisten, die den Namen überhaupt gehört haben, denken dabei an eine Art Bädker oder, wenn sie zu den literarisch Höchstgebildeten gehören, an einen Cicerone à la Jakob Burckhardt. Denn sie haben in Venedig, wohin ja auch Österreicher noch reisen, in den Händen der die Assunta anschmachtenden Engländerinnen ein Büchlein »Ruskin, Stones of Venice« gesehen.

Unsere Juristen und Sozialpolitiker erinnern sich vielleicht auch noch, daß sie den Namen zuerst in Steinbachs Vortrag »Erwerb und Beruf« (oder war es in dem Vortrage »Die Moral als Schranke des Rechtserwerbs und der Rechtsausübung«?) gehört haben. Aber Steinbach hören die meisten unserer Juristen wie die schönen Sünderinnen in der Madeleinekirche in Paris die berühmten Fastenprediger hören: um mit desto mehr Elan die Moral als Schranke des Erwerbs überschreiten — sagen wir überspringen zu können.

Andere denken wohl, es sei Ruskin ein klerikaler Kampfhahn gewesen, weil vor einigen Jahren in der von der »Leo—Gesellschaft« herausgegebenen »Allgemeinen Bücherei« eine Charakteristik des Mannes (von Ludwig Gall) erschienen ist und dieses Heftchen durch einige Zeit in den Schaufenstern der »klerikalen« Buchhandlungen zu sehen war. Die Leo—Gesellschaft aber, die in

Wahrheit keine anderen Zwecke verfolgt, als in Wissenschaft und Kunst eine nicht—materialistische, christliche Richtung zu fördern, ist ihnen nichts als ein »Verein von Betbrüdern«; also muß wohl Ruskin ein ultramontaner Dunkelmann gewesen sein.

Vor wenigen Tagen hat nun auch der Kunstweise der 'Zeit', Herr Muther, Ruskin »gefeiert«. Er hat ihn ganz einseitig als Ästhetiker aufgefaßt und auch in dieser Einseitigkeit ihn nicht erfaßt. Was er hervorhebt, sind hauptsächlich Ruskins Mängel, die Zerfahrenheit seiner Komposition, das Phantastisch—Unklare, in das seine Ausdrucksweise mitunter überschlägt: die Übertreibung des durch Carlyle begründeten Stiles. Was er verschweigt oder nicht versteht, ist die sittliche Größe eines literarischen Heros, wie Carlyle ihn gezeichnet hat. Das sittliche Pathos Ruskins enthüllt sich freilich weniger in seinen ästhetischen Schriften, als in seinen rechtsphilosophisch—ökonomischen Werken, die der Biograph in der 'Zeit' wohl kaum kennt. Und doch sind es diese, die Ruskin selbst in seinen späteren Jahren allein wollte gelten lassen und die in England seinen höchsten Ruhmestitel bilden. In einem dieser Werke, das den absonderlichen Titel führt: »*Sesam und Lilien*« (Sesam and lilies), hält er seiner Nation ein Spiegelbild vor, das gerade in diesen Zeiten, in denen ein wichtiger Teil derselben amtlich belobt wird, weil er »ihren edelsten Traditionen treu geblieben« ist, allgemeine Beachtung verdient, das aber leider auch die Züge manches anderen Volkes als des britischen reflektiert:

»Eine edle Nation (und es hat solche gegeben) unterscheidet sich von einem Pöbelhaufen dadurch, daß ihre Empfindungen als Ergebnisse richtigen Denkens konstant und gerecht sind. Einen Pöbelhaufen kann man in alles hineinreden. Seine Empfindungen sind vielleicht im großen und ganzen edel und gerecht; aber er hat keine feste Grundlage für sie. Deshalb kann man ihn in alles hineinreizen. Er denkt durch Ansteckung, wird von einer Meinung wie von einem Schnupfenfieber infiziert. Es gibt nichts, was zu geringfügig wäre, als daß er sich nicht darüber, wenn der Anfall ihn packt, bis zur Besinnungslosigkeit erhitzen könnte; nichts, was so groß wäre, daß er es nicht in einer Stunde vergessen könnte, wenn der Anfall vorüber ist. Im Gegensatz dazu sind die Leidenschaften einer großen Nation gerecht, gemessen und dauernd, Eine große Nation verschleudert nicht durch eine Reihe von Monaten ihre ganze Intelligenz an die Abwägung des Beweises, ob ein einzelner Schuft einen einzelnen Mord begangen hat ¹, und sieht daneben durch eine Reihe von Jahren ruhig zu, wie ihre eigenen Kinder sich zu Zehntausenden gegenseitig morden, und überlegt dabei einzig und allein, welche Wirkungen das auf die Preise der Wolle haben werde, ohne sich irgend darum zu kümmern, welche der beiden Seiten im Recht und welche im Unrecht ist. Ebenso wenig schickt eine große Nation ihre kleinen Buben ins Gefängnis, wenn sie sechs Walnüsse gestohlen haben, und läßt auf der andern Seite es höflich zu, daß ihre Bankerottierer Tausende stehen, daß ihre Bankiers, »durch die Umstände genötigt«, ihre Geschäfte schließen, nachdem sie sich mit den Ersparnissen der Armen bereichert haben, daß die Großgrundbesitze von Männern aufgekauft werden, die ihr Geld dadurch erwarben, daß sie in den

1 Diese Stelle ist Jahre **vor** dem Dreyfus—Prozeß geschrieben. [KK]

chinesischen Meeren unter dem Schutze der Kanonen Opium verkauft haben, und die das »Geld oder Leben« des Straßenräubers in das »Geld und Leben« des modernen Völkerrechts verwandelt haben.« ... »Alles in allem, eine Nation kann sich nicht erhalten, wenn sie nichts ist als ein geldmachender Pöbelhaufen.«

In Strafpredigten, wie dieser, liegt Ruskins Größe; in ihnen liegt aber auch die Größe der englischen Nation, von der ein guter und nicht eben kleiner Teil ebensowohl von der Wahrheit dieser Anschauungen praktisch durchdrungen ist, wie der freilich weitaus größere Teil noch nach den Grundsätzen der Pöbelmoral handelt. Es gibt in England vielleicht eine größere Zahl hochgemuter Männer, die für das Wohl ihrer Mitmenschen sich opfern, als in irgendeinem andern Staate. Die Gegensätze stoßen auch in dieser Beziehung vielleicht nirgends so schroff aufeinander, als in England: neben dem hartherzigsten, entmenschtesten Profitmacher der Heros sittlicher Pflichterfüllung. Das hat an dem einzigen glücklichen Tage, den sie seit langer Zeit hatte, an dem Tage, an dem sie an die Erstürmung des Spionskops glaubte, sogar die 'Neue Freie Presse' zugegeben, und dann muß es wenigstens für alle Österreicher wahr sein. Die 'Neue Freie Presse' hat an diesem Tage die heroische Pflichterfüllung — nicht der englischen Soldaten, die mit Preisgebung ihres Lebens die steile Höhe stürmten, gefeiert, wohl aber die der drei Journalisten, die bis in die tiefe Nacht im War office ausgeharrt haben und daher zuerst die »Siegesnachricht« erhielten — und mit ihr ein gutes Geschäft machten.

* * *

Die staatsrechtliche Frage, ob bosnische Regimenter nach Österreich disloziert und ob sie bei politischen Demonstrationen gegen die deutsche Bevölkerung »verwendet« werden dürfen, ist seit der Grazer Revolte oft gestellt, von parlamentarischen Zwischenrufern hitzig verneint, aber noch von keinem Juristen ernsthaft beantwortet worden. Seit einigen Tagen ist es mindestens außer Zweifel gestellt, daß die Bosniaken sich gegen die Völker Österreichs eine gewisse Animosität bewahrt haben, die gelegentlich gute Wirkung tun dürfte, falls man sich ihre »Wiederverwendung« vorbehalten haben sollte. Exzedierende Bosnier, die, von Wachleuten eskortiert, durch die Straßen belebter Stadtteile geführt werden, springen einer nach dem andern aus Reih und Glied, ohrfeigen die Passanten und können mit Mühe und Not in ihrer unbezwinglichen Lust gebändigt werden, der Wiener Bevölkerung schwere körperliche Verletzungen beizubringen. Wen der Straßenlärm nicht herbeilockte, der hat nachträglich aus den Blättern von der Unterwerfung Bosniens erfahren und alle Phasen der Aufregung kennen gelernt, in die die Bewohnerschaft des zweiten und neunten Bezirkes neulich versetzt war. Und nach jeder Ohrfeige, die seine Soldaten verabreichten, hat der Leutnant, der den seltsamen Zug anführte, bedauernd ausgerufen: »Beschweren Sie sich bei der bosnischen Landesregierung!« Nun, ich meine, daß Herr Kallay da nicht helfen kann. Rücksichten auf eine würdige Vertretung einer »bereits wehrhaft gemachten Nation« verbieten es ihm, und er ist ebensowenig gewillt, Bosnien von Revolverjournalisten, wie Österreich von Bosniaken zu entblößen. Aber vielleicht entschließt man sich an andere Stelle, den Protest in Erwägung zu ziehen, den 2 Bosnier namens ihrer Heimatgenossen gegen die Kulturtätigkeit

des Herrn v. Kallay lärmend vorgebracht haben. Zwischen Taubenschießen in Ilidze und den Exzessen in der Kleinen Sperlgasse läßt sich am Ende irgend ein melancholischer Zusammenhang herstellen ...

Und da Herr Kallay wieder aktuell geworden ist, will ich gleich noch einige Proben seiner Tätigkeit anführen, von der man nicht glauben soll, daß sie bloß auf die Beunruhigung der Residenz hinausläuft. Im Anschluß an die letzten Gedanken, die der Reichsfinanzminister in seinen Delegationsreden über Bosnien nicht ausgesprochen hat, liefert mir ein Kenner der Verhältnisse einen kleinen Nachtrag zu dem in Nr. 26 erschienenen Artikel.

Versierte Politiker wird es nicht wundernehmen, wenn sie erfahren, daß die großserbische Gesinnung des Herrn v. Kallay durch die Übernahme der Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina wahrnehmbare Veränderung erlitten hat. Diese äußert sich darin, daß Herr v. Kallay nunmehr den Serben jede politische Berechtigung in den okkupierten Provinzen abspricht, wiewohl er doch früher in einem — anscheinend von ihm selbst geschriebenen Buche — das Reich Dusans mit begeisterten Worten gefeiert hatte. Weniger Aufmerksamkeit als dieser nationalen Frage zollt Herr v. Kallay der Leibeigenschaft, für deren Aufhebung bisher viel weniger Mühe verwendet wurde, als für die Arrangierung von kostspieligen Ausstellungen und für die Unterbringung von unterstandslosen Aristokraten, für die in Bosnien in jedem Falle und um jeden Preis Sinekuren geschaffen werden und deren mitunter hübsche Frauen es sogar zu hohen Beamtenstellen gebracht haben. Auf solcher Höhe sind ihnen ihre geistigen Qualitäten nicht mehr im Wege, während die kleinen, fähigen Beamten unter der Last der Arbeit, die ihre Chefs nicht zu verrichten vermögen, nachgerade zusammenbrechen. Die Überbürdung der kleineren Beamten in Bosnien ist eine beispiellose. Da befähigte Leute sich nur schwer dazu entschließen, ihre Laufbahn in jenem dunklen Teile Europas zu beenden, und das Land selbst für seine Bedürfnisse in dieser Richtung nicht aufkommen kann, werden die kleinen Beamten, deren man habhaft werden kann, gezwungen, das Doppelte von dem zu leisten, was ihnen obliegt. Um sich ihre Kräfte auch für längere Zeit zu sichern, läßt man diese Lasttiere einer Regierung höchstens bis zur neunten Rangsklasse sich schleppen, da man die rascheren Avancements für die Söhne der hohen Beamten und für die Kreaturen des Sektionschefs *Horovitz* offen halten muß.

Dieser Herr, der die rechte, die weniger gewaschene Hand des Herrn v. Kallay ist, scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, die unzweideutigen Leute auf manchmal sogar zweideutige Weise zu protegieren. Die Beilehnung eines der markantesten Revolverjournalisten mit der Spezialberichterstattung über die Rennen zu Serajevo ist ein eklatanter Beleg dafür. Charakteristisch für den Einfluß des Herrn Sektionschefs ist auch die Karriere, die der Inspektor der landesärarischen Bäder gemacht hat. Seine Laufbahn begann er als Künstler im Wiener Prater, wurde dann Finanzwächter und in rascher Aufeinanderfolge Günstling des Herrn v. Horovitz, Inspektor des Kurortes Ilidze, Inspektor der ärarischen Bäder in Bosnien und Reisemarschall der Frau Vilma v. Kallay. Und als solcher scheint er sich schließlich darüber getröstet zu haben, daß ihm die Aufnahme in das Serajevoer Beamtencasino verweigert wurde.

Ein nicht minder gefährlicher Schöpfer von Kreaturen ist der Reklamehofrat, Ausstellungskommissar und Direktor des Landesmuseums *Constantin Hörmann*, der es verstanden hat, den Anschein zu erwecken, als ob er sich in den drei Klassen der Realschule, die er seinerzeit frequentierte, die Fähigkeit erworben hätte, vortreffliche wissenschaftliche und belletristische Zeitschrif-

ten *selbst* zu redigieren und auf wissenschaftlichen Kongressen von ihm selbst verfaßte Vorträge zu halten.

Über das selbst in Bosnien wenig bekannte Umrechnungssystem der Naturalsteuer in Geldsteuer wäre noch manches zu sagen. Der Bauer hat außer der Naturalsteuer an den Grundherrn und dem Zehent an den Staat noch eine dritte nicht minder beschwerliche Abgabe an den Zehenter (desetar) zu leisten, der das *auf den Halmen stehende Getreide* zum Zwecke der Umrechnung abzuschätzen hat. Da es im Interesse des Zehenters gelegen ist, auch das Doppelte und Dreifache des mutmaßlichen Wertes anzugeben, während das Interesse des Bauern dem entgegenstrebt, muß sich der Bauer als der Schwächere dazu bequemen, den Zehenter mit klingender Münze einer falschen Schätzung zu überführen. Daß nun der serbische Wucherer sein nicht unbeträchtliches Scherflein beiträgt, um den Wohlstand des Bauern zu untergraben, wurde schon erwähnt. Auch daß diese Leute ihr Handwerk unter den Augen einer hohen Landesregierung ungeniert betreiben und daß sich in dieser Gilde sogar unterschiedliche hohe Persönlichkeiten wohl befinden, ist Tatsache. Der Bürgermeister von Serajevo soll einmal ausdrücklich versichert haben: Auch meinem Vater leihe ich nichts unter 40 Prozent ...



UNIVERSITÄTSBUMMEL

Die »Gesellschaft der Ärzte« bot jüngst das tragikomische Schauspiel einer nachträglichen Debatte über die schon in Kraft getretene Reform der medizinischen Studien und der medizinischen Rigorosenordnung. Die Reform trägt den Namen *Hartel*. Aber pater semper incertus; fest steht nur, daß »Hartel« der mütterliche Name der neuen Studien— und Rigorosenordnung ist. Der frühere Leiter des Unterrichtsministeriums hat sie empfangen: doch alle Umstände weisen auf den Referenten des Ministeriums, Professor *Sigmund Exner*, als den Erzeuger hin. Nach dem Grundsatz: qui s'excuse, s'accuse hielt denn auch Exner eine lange Verteidigungsrede. Das Amt des Vertreters der öffentlichen Interessen aber übernahm Hofrat Albert; und er hat bewiesen, daß das Unterrichtsministerium, wenn es auch geeignetere Kandidaten für das Amt des tschechischen Landsmannministers bergen mag, als den hervorragenden Chirurgen, sicherlich niemanden besitzt, der mit gleicher Einsicht unser medizinisches Studium zu beurteilen vermöchte.

Nach jahrelangen Bemühungen, nachdem alle Fakultäten und kompetenten Behörden befragt worden waren, ist schließlich am sehr grünen Tische ein Reformwerk geschaffen worden, das keinerlei wesentliche Verbesserung, aber zahlreiche böse Mängel aufweist. Alle Einsichtigen sind darüber einig, daß die fünf Jahre unseres Medizinstudiums für die Ausbildung des Arztes nicht hinreichen. Der Grundgedanke der Reform mußte also der der Entlastung sein. Sie war auf doppelte Weise zu erzielen: indem man einen Teil des Wissensstoffes den Jahren, die dem Universitätsstudium vorangehen, einen andern jenen, die ihm folgen, zuschob. Das naturwissenschaftliche Studium

mußte größtenteils in das zu diesem Zwecke umzugestaltende Gymnasium ¹, die praktische Ausbildung in ein nach Erlangung des Doktorates zu absolvierendes Spitalsdienstjahr verlegt werden. Wer den »Referenten—Entwurf einer medizinischen Studienordnung« (als Manuskript zum Amtsgebrauche gedruckt, Wien 1895) zur Hand nimmt, wird ersehen, daß eine solche Entlassung in einer der beiden oder in beiden Richtungen vom Obersten Sanitätsrat, von den Fakultäten in Wien, Prag (deutsch und böhmisch), Krakau und von den Regierungsvertretern in Wien, Innsbruck, Prag und Krakau vorgeschlagen worden ist. Man fragt erstaunt, wozu eigentlich die maßgebenden Körperschaften befragt worden sind, wenn man im Ministerium bereits überzeugt war, daß Franz Exners Sohn die reformatorische Begabung als Erbteil von seinem Vater übernommen habe.

Die überzeugenden Argumente, die Albert gegen die neue Rigorosenordnung vorgebracht hat, brauche ich hier nicht zu wiederholen. Nur einen Punkt will ich noch beleuchten. Das zweite Rigorosum, das nach dem vollendeten zehnten Semester abgelegt wird, soll eine neuerliche Prüfung aus Anatomie oder Physiologie (alternierend) enthalten. Da es nun unbestreitbar ist, daß die Prüfungen aus Chirurgie und Gynäkologie beim dritten Rigorosum hinlänglich Gelegenheit bieten, das anatomische Wissen des Kandidaten zu überprüfen, und das Rigorosum aus der internen Medizin, Augenheilkunde und Psychiatrie genügenden Einblick in seine physiologischen Kenntnisse gestattet, war mir der Nutzen dieses Examens zuerst unerfindlich. Die folgende Erwägung hat mich teilweise aufgeklärt.

Examinator ist der ordentliche Professor jedes Faches (§ 14 der neuen Rigorosenordnung). Von den Rigorosentaxen erhält der Examinator der Physiologie beim ersten Rigorosum (theoretisch—praktische Prüfung) 20 Kronen, der Examinator der Histologie (erstes Rigorosum) 10 Kronen, der Examinator der Physiologie (theoretische Prüfung) beim zweiten Rigorosum 10 Kronen (§ 31). Nun gibt es in Wien einen Professor der Physiologie und Histologie und einen Professor, der bloß Histologie lehrt. Jener erhält also in Zukunft von jedem Studenten 20 Kronen für das physiologische Examen beim ersten Rigorosum, von jedem zweiten Studenten 10 Kronen für das histologische Examen beim ersten Rigorosum und von jedem zweiten Studenten 10 Kronen für das physiologische Examen beim zweiten Rigorosum, also durchschnittlich von jedem Studenten 30 Kronen an Prüfungstaxen, während er bisher bloß 15 Kronen erhielt. Da ferner in Hinkunft die Vorlesung aus Physiologie im dritten und vierten Semester obligat ist, erhält er von jedem Studenten 20 Kronen Kollegiengeld. Die Rigorosentaxen erfahren außerdem noch dadurch eine Erhöhung, daß jene Studenten, die sich dem dritten Rigorosum nicht innerhalb der vorgeschriebenen Frist (6, beziehungsweise 10 Wochen nach Ablegung des zweiten Rigorosums) unterzogen haben, das zweite Rigorosum wiederholen müssen, was eine dritte Prüfung aus Physiologie bedeutet.

Wenn ich nun bedenke, daß der einzige Professor der Physiologie und Histologie in Wien Sigmund Exner heißt, so komme ich zur Überzeugung, daß der Referent des Unterrichtsministeriums sich die neue Reform allzusehr auf den eigenen Leib zurecht geschnitten hat. Aber schließlich wäre das noch ihr kleinster Fehler. Die gewichtigen Bedenken, die gegen jeden einzelnen Punkt der Verordnung vom 21. Dezember 1899 sprechen, müssen ihre Aufhebung zur Folge haben. Eine gute Regierung ist nach Buckle jene, die die Verfügungen schlechter aufhebt. Will also das Ministerium Koerber als eine gute Regierung gelten, so muß es zum Beispiel mit den Leistungen des Ministeriums

1 Den kühnen Gedanken, die Absolventen der Realschule zum Medizinstudium zuzulassen, will ich der k. k. Unterrichtsverwaltung nicht zumuten. [KK]

Clary aufräumen. Daß zufällig unter der neuen Rigorosenordnung die Unterschriften der Herren Koerber und Hartel stehen, die auch jetzt wieder die Ministerien des Innern und des Unterrichts leiten, verschlägt nichts. Ich war stets der Meinung, der Satz: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, sei dahin zu erweitern: wem Gott ein höheres Amt gibt dem gibt er auch höheren Verstand. Und im neuen Ministerium ist ja Herr v. Koerber von der zweiten in die erste, und Herr v. Hartel, auf den es hauptsächlich ankommt, von der vierten in die zweite Rangsklasse vorgerückt. Ich wage daraus die Hoffnung zu schöpfen, daß Herr v. Hartel, was er gegeben hat, auch wieder nehmen werde. Dann sei sein Name zum erstenmal in diesem Blatte gelobt.

* * *

In den Kreisen unserer Techniker herrscht seit einiger Zeit lebhaftere Erregung. Zu den vielen Doktorfragen, deren Diskussion unser öffentliches Leben versumpft, ist jetzt noch die technische Doktorfrage hinzugekommen; oder eigentlich die Frage: soll der absolvierte Techniker den Dokortitel erhalten oder soll der Ingenieurtitel gesetzlich geschützt werden? Mein Papierkorb ist bis zum Rande mit Zuschriften gefüllt, die ich über diese Angelegenheit erhalten habe. Und nächstens glaube ich manchmal ein heftiges Rascheln und Knistern zu hören: Die gegnerischen Argumente, denen ich ein gemeinsames, friedliches Massengrab zu bereiten gedachte, scheinen dort noch den Kampf fortzusetzen ...

Unter den technischen Disziplinen nimmt aber die technische Chemie eine Sonderstellung ein. Das chemische Studium wird auch an der Universität betrieben; und der doctor philosophiae, der im Universitätslaboratorium gearbeitet hat, wird zumeist später der Konkurrent — oft der begünstigte Konkurrent — des technischen Chemikers. Die Lehrer der Chemie an der technischen Hochschule sind durchwegs aus dem Universitätsstudium hervorgegangen und führen den Dokortitel. Eine der Zuschriften nun, die sich mit dem Studium der technischen Chemie in Österreich beschäftigen, habe ich einem unserer fähigsten technischen Chemiker mit der Bitte zugesandt, sich nicht sowohl über den Titel, als über die Mittel zu äußern, mit denen hier Hilfe zu schaffen wäre. Der Mann hat, ehe er zur tieferen Ausbildung nach Deutschland ging, die Wiener Technik absolviert. Er beschränkt sich darauf, von den Dingen zu sprechen, die er aus eigener Anschauung kennt.

Wenn es so wahr wäre, als es strittig ist — meint er —, daß der Absolvent der chemischen Abteilung der Wiener Technik zumeist hinter dem Universitätschemiker zurückgesetzt wird, so gibt es dafür zureichendere Gründe als den Mangel eines Titels. Nicht die Hoffnung auf den Dokortitel treibt gerade die Besten unter unseren jungen Technikern nach teilweiser oder vollständiger Absolvierung ihrer hiesigen Studien nach Deutschland hinaus. Aber seit fast dreißig Jahren stagniert an der Wiener Technik die chemische Wissenschaft. Das allzu kurze Wirken Rudolf Benedikts bildete eine rühmliche Ausnahme. Seit seinem frühen Tode aber hat die Wiener Technik keinen irgendwie hervorragenden technischen Chemiker mehr. Die Namen der hiesigen Professoren sind noch nicht über den neunzehnten Bezirk hinausgedrungen; und selbst in dieser engen Gemarkung denkt man bei dem Namen *Oser* nicht an das Polytechnikum, sondern an die Poliklinik. Diese Männer, die der österreichischen chemischen Industrie die Wege zeigen sollten, humpeln mühselig, meist mit einer Verspätung von zehn Jahren, den technischen Fortschritten nach. Sie arbeiten aber auch wissenschaftlich ebensowenig wie

technisch. Durch eigene Forschung neue Wege zu finden, kann der junge Techniker von ihnen nicht lernen. Denn dazu bedarf es des Beispiels der Lehrer. Darum nehmen die deutschen Chemiker eine achtungsgebietende Stellung ein: sie haben chemisch und chemisch—technisch denken und arbeiten gelernt und finden sich deshalb rasch in der Industrie zurecht. Unser Studentmaterial ist tüchtig; das beweisen die Vielen, die seit Jahren nach Deutschland studieren gingen ¹ und jetzt draußen tätig sind. Aber in Wien fehlt die Möglichkeit der Ausbildung. Der junge Chemiker, der nach beendetem technischen Studium noch ein, zwei Jahre als Assistent an der Technik bleiben will, um sich fachlich weiterzubilden, kommt nicht auf seine Rechnung, da ihm jede Anregung fehlt. Es sieht fast so aus, als sollte den jungen Leuten verboten werden, eigene Ideen zu haben. Leider könnte es mißverstanden werden, wenn ich an einzelnen Beispielen dartun wollte, um wieviel besser es für die Karriere junger Leute ist, wenn sie in die Fußstapfen traditioneller Unfruchtbarkeit treten. Aber ich prognostiziere dem Unfähigsten der derzeitigen Assistenten an der Wiener Technik eine baldige, für ihn systemisierte Adjunktur ...

Den Professoren *Bauer*, *Vortmann* und *Oser*, die in den drei ersten Jahrgängen Chemie lehren, will ich hier keinen Vorwurf machen. Während der ersten drei Jahre muß der Schüler dasjenige, was Handwerk der Chemie ist, erlernen. Aber im vierten Jahrgange ist es endlich an der Zeit, aus dem mit Detailkenntnissen vollgepfropften Studenten einen technische Chemiker zu machen. Diesen Jahrgang beherrscht die organisch—chemische Technologie, jener Zweig der im Deutschen Reich durch die imposante Industrie der Farbstoffe, Heilmittel etc. repräsentiert wird. Bis zum Jahre 1894 war diese Lehrkanzel mit dem berüchtigten J. J. Pohl besetzt, der die ganze Farbenchemie als einen »reichsdeutschen Schwindel« bezeichnete. Ihm folgte der jetzige Hofrat Professor Dr. Hugo *Ritter v. Perger*. Das bedeutete immerhin einen Fortschritt; denn während Pohl Farbstoffe kaum vom Hörensagen kannte, hat Perger schon manchen gesehen. Freilich erfunden hat er noch keinen. Die feinere Ausbildung der technischen Chemiker ist einem Herrn anvertraut, der auf einem Gebiete, wo die Themata sozusagen auf der Straße liegen, keine einzige Leistung aufzuweisen hat. Mit einer unglaublichen Unkenntnis wissenschaftlicher Chemie verbindet er eine erheiternde Ratlosigkeit in technischen Dingen; die Synthese beider Eigenschaften aber ist der krasse, jeden Fortschritt hemmende Terrorismus, den er auf seine Kollegen übt. Seine Blamagen vor reichsdeutschen Chemikern sind den Besuchern des deutschen Naturforschertages in Wien 1894 noch in lebhafter Erinnerung, und seine Gutachten in deutschen Prozessen erregen heute noch im Reiche mitleidiges Lächeln. Seinem Ansehen im Unterrichtsministerium schadet das natürlich nicht. Als Perger noch Professor an der Brünner Gewerbeschule war, sagte er einmal zu einem Kollegen, der ihn im Laboratorium besuchte: »Ja, schau'n Sie, lieber Freund, ich kann mich plagen wie ich will, ich find' halt nichts und find' halt nichts.« Er hat denn auch bis heute, soviel er seither sich geplagt und gestrebt haben mag, nichts gefunden, — es sei denn die wichtigste chemische Lehrkanzel an der Wiener Technik. Von hier aus schädigt er jetzt in gleicher Weise unsere Studenten wie unsere Industrie. Durch enge Fühlung mit den A. W. v. Hoffmann, A. v. Baeyer und anderen Kollegen des nichts findenden, wenn auch findigen Hofrats Professor Hugo Ritter v. Perger ist Deutschlands chemische Industrie geworden, was sie heute ist. Wie sollten in Österreich chemische Industrie und wissenschaftliche Technologie sich entwi-

1 Das Studium der Chemie an den näherliegenden österreichischen Universitäten ist dem absolvierten Realschüler verschlossen. [KK]

ckeln, wenn an der Wiener Technik Zustände herrschen, die einer Kochschule, aber keiner Hochschule würdig sind?



Ein tapferer Liberaler

Herr Max *Mauthner*, Präsident der niederösterreichischen Handelskammer, wurde kürzlich durch seine Berufung ins Herrenhaus dem deutschen Volke jäh entrissen, dem er durch die unentwegte Abfassung der Communiqués der »Freien Deutschen Vereinigung« so lange gedient hatte. Das deutsche Volk hat sich bis heute von diesem Schlage nicht erholt. Aber insgeheim hat Herr Mauthner auch seine nichtdeutschen, seine »liberalen« Anhänger längst verraten. Als Präsident der Handelskammer muß der Bannerträger des Freisinns auf die christlichsozialen Genossenschaftler, mit denen er täglich in Berührung kommt, Rücksicht nehmen und darf es nicht wagen, selbst in die bescheidene Stellung eines Konzipisten den Träger eines prononcierten Namens aufzunehmen. Ein solcher prononciierter Name ist aber z. B. *Nothnagel*. Herr Dr. Nothnagel junior hat zwar als Verfasser eines trefflichen juristischen Werkes die ernste Beachtung der Fachkreise erregt, aber als Sohn des Hofrates Nothnagel hat er keine Aussicht, Gnade vor den Augen des Herrn Max Mauthner zu finden, und wurde, als er sich um das Amt eines Konzipisten bewarb, mit verlegenen Worten abgewiesen. Dies hat sich, wie mir ein Eingeweihter mitteilt, vor kurzer Zeit zugetragen. Ich gehöre nicht zu den Verehrern des Hofrates Nothnagel, aber Herr Mauthner hat doch wahrhaftig alle Ursache, mit den Bestrebungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus einverstanden zu sein. Es ist fraglich, ob er damit, daß er den gut qualifizierten Sohn die politische Stellungnahme des Vaters büßen läßt, die von ihm heißerstrebt christliche Gesinnung beweist. Die Sünden der Väter an den Kindern und Kindeskindern zu ahnden, dürfte selbst Herrn Professor Nothnagel als jüdische Art erscheinen. Das Bestehen von jüdischen Unarten leugnet er ja.

* * *

Jubiläumstheater und Presse

Eine Broschüre, »*Das antisemitische Theater*« betitelt, wird soeben von einem Leipziger Verlag an unterschiedliche Redaktionen versendet. Die parteilose Ehrlichkeit des Verfassers, eines Herrn Franz Josef Cramer, hat nicht immer den richtigen Ausdruck gefunden, um die Böswilligkeit zu kennzeichnen, mit der die angeblich liberalen Geister Wiens der angeblich antisemitischen Bühne von Anfang an genaht sind. Immerhin ist das Material beträchtlich, das der Mann, dessen Wille besser als sein Stil ist, herbeigetragen hat. Herr Cramer gibt an, daß er keiner politischen Partei angehöre, aber mit den Jahren ein sehr kritischer Leser unserer liberalen Presse geworden sei, die er in tausend Fällen auf Lügen und Entstellungen der Wahrheit ertappt habe. Aus Zeitmangel und »um sein geschwächtes Augenlicht zu schonen«, komme er nur selten dazu, die antiliberalen Zeitungen auch noch zu lesen. Gerade

diese Zurückhaltung erklärt es aber, daß er für die Mängel des Jubiläumstheaters nicht blind ist. Umso objektiver klingt auch das Urteil, das er über die niedrigen Umtriebe der gegnerischen Presse ausspricht. Es lautet in seinen wesentlichsten Stellen:

»Lange vor der Einverleibung der Wiener Vororte in das Stadtgebiet von Wien war von einem Theaterprojekt an der Währinger Linie die Rede. Schon vor fünfzehn Jahren brachte die '*Neue Freie Presse*' mehrere Artikel über diesen Plan, und sie suchte überzeugend darzulegen, daß eine Volksbühne an jener Stelle eine Notwendigkeit wäre. Der Schreiber jener Zeilen war so sehr überzeugt von dieser Notwendigkeit, daß er sofort einige Häuser am Währinger Gürtel durch allerlei Transaktionen billig an sich zu bringen suchte, und er nährte von da ab — zur 'Hebung' jener Gegend — unaufhörlich den Gedanken eines solchen Theaterbaues, den sich mittlerweile auch andere angelegen sein ließen. — — «

»Der Verfasser kennt die Vertragspunkte, die Herr Direktor Müller—Guttenbrunn unterzeichnete, nur aus Veröffentlichungen des '*Extrablatt*' und des damals noch Szeps'schen '*Tagblatt*', und das letztere sagt ausdrücklich in seiner Besprechung des Pachtvertrages ¹: 'Was den Vertrag selbst betrifft, so zeigt seine Stilisierung, daß man von dem Plane, ein Theater mit *antisemitischen* Tendenzen zu gründen, *Umgang genommen* hat. Die Stipulationen enthalten keinen Punkt, der dem Bühnenleiter in dieser Beziehung auch nur irgendeine Direktive geben würde. Es ist bloß bestimmt, daß nur deutsche Stücke aufgeführt werden dürfen und daß die Zote ausgeschlossen sein müsse, im übrigen bleibt dem Ausschuß *gar keine Ingerenz in künstlerischer Beziehung, weder auf die Annahme von Stücken, noch auf das Engagement von Schauspielern.*'

— — — — — «

»Die 'liberale' Kritik benahm sich am ersten Abend noch halbwegs anständig. Der Referent der 'N. Fr. Pr.', der die Mietparteien in seinen Häusern neben dem Theater jetzt endlich 'steigern' konnte, leitete seine Besprechung mit der Versicherung ein, daß er die Leistungen der neuen Bühne 'in voller Objektivität und ohne Voreingenommenheit beurteilen wolle'. Aber dieses Lügenblatt schwieg bereits die zweite Vorstellung des neuen Theaters tot. Und warum? Weil der Direktor die unerhörte Kühnheit besaß, als zweite Vorstellung den '*Pfarrer von Kirchefeld*' Anzengrubers anzusetzen. Wahrscheinlich wollte Direktor Müller—Guttenbrunn gleich am Beginn seine künstlerische Unabhängigkeit demonstrativ betonen, indem er diesen Klassiker des Volksstückes in den Vordergrund stellte; aber das paßte den 'liberalen' Herren ganz und gar nicht. Wo blieb da das 'Klerikale Theater'? Einen Leitartikel hatte die 'N. Fr. Pr.' dem Thema gewidmet, daß in dem antisemitisch—klerikalen Zukunftstheater Dichtungen, wie '*Faust*', '*Der Pfarrer von Kirchefeld*' etc. *nie aufgeführt* werden dürften. Und nun beschämte der Direktor diese Herren schon mit seiner zweiten Vorstellung? Das durfte nicht bekannt werden im Leserkreis der 'N. Fr. Pr.', das mußte unterdrückt werden. Wie? Sollte sich das liberale Kampfblatt von dem kecken Direktor ein so wirksames Agitationsmittel entwenden lassen? Es sollte auf einmal kein antisemitisch—klerikales Theater in Wien geben, 'für welches die

1 In der Nummer vom 8. Juni 1898. [KK]

Steuergulden der Bürger aller Konfessionen' waren hergegeben worden? Der 'Pfarrer von Kirchfeld' wurde also totgeschwiegen. Aber als dieses Stück einmal vier Wochen nicht im Repertoire erschien, da wurde in der 'N. Fr. Pr.' sofort behauptet, der Direktor sei verwarnt, das Stück *verboten* worden von seinen 'klerikalen Hintermännern'. Sofort setzte der Direktor das Stück wieder an — aber nun wurde es wieder totgeschwiegen! Andere Blätter halfen sich klüger als die 'N. Fr. Pr.', sie besprachen die erste Aufführung, behaupteten aber, das Stück wäre im Stadttheater seiner freisinnigen Stellen beraubt und stark zusammengestrichen worden. Natürlich war das nicht wahr. Ich habe den 'Pfarrer von Kirchfeld' bei der vierten Aufführung gesehen und kein Wort des Textes vermißt, der auf den anderen Wiener Bühnen gesprochen wird. Aber eins war mir bereits nach jener Vorstellung vollkommen klar: man will ein antisemitisches Parteitheater haben, und darum hat man eins. — — — — — «

»Die 'N. Fr. Pr.', die ihren Lesern vom ersten Tage ab den *Spielplan* und den *Theaterzettel* des neuen Theaters vorenthielt ¹, brachte seit der 'Turandot'—Vorstellung, die sie als eine müßige Kuriositätshascherei betrachtete, überhaupt keine Besprechung mehr über die klassischen Versuche ² der jungen Bühne, und die anderen Blätter beschränkten sich auf wenige Zeilen. Die erstaunliche Tatsache, daß ein junges Wiener Volkstheater sich in kurzer Zeit drei große Dichtungen Grillparzers aneignete und erfolgreich zur Geltung brachte, wurde mit keinem Wort gewürdigt, und der erste Versuch in hundert Jahren, Goethes 'Iphigenie' auf einer Wiener Volksbühne einzubürgern, blieb fast unbeachtet ... Über 'Moisasurs Zauberfluch' konnte man in Berliner, Münchener, Prager und Grazer Blättern Feuilletons lesen; die Abnehmer unserer liberalen Presse aber haben kaum von dem Erfolg dieser 'Kuriosität' vernommen, die bis heute wohl an die zwanzigmal aufgeführt wurde. Die 'N. Fr. Pr.' hat sich auch in diesem Fall kostbar benommen. 'Moisasurs Zauberfluch' wurde am Ende der Zwanziger Jahre in Wien schlecht behandelt, das Stück verschwand. Nach siebenzig Jahren kommt ein literarischer Direktor und appelliert gegen das damalige Urteil des Wiener Publikums, und siehe, der Appell gelingt, das Werk Raimunds gefällt der heutigen Generation. Was aber tut das genannte Blatt? Es druckt die ungünstigen Kritiken der *Zwanziger* Jahre über 'Moisasur' ab und sagt, daß es dabei bleiben müsse. Das Kaiserjubiläums—Stadttheater aber findet laut einer im 'Fremdenblatt, erschienenen Statistik für die ersten 13 Vorstellungen des Raimund'schen Märchens 19.102 Zuschauer, und das Stück lebt fort im Spielplan. — — — — — «

»Nicht alle neuen Stücke haben gleichmäßig interessiert, aber einige davon gefielen außerordentlich, und sie werden sich dauernd behaupten. 'Eine Liebesheirat' von A. Baumberg, die erste Neuheit des jungen Theaters, wurde von der 'N. Fr. Pr.' geradezu schnöde behandelt. Mit den Worten: 'Direktor Müller—Guttenbrunn wird mit dieser Liebesheirat kein Glück haben!' schloß der

1 Siehe Nr. 28. Anm. d. Herausgebers.

[KK]

2 Seit dem in Nr. 28 der 'Fackel' publizierten Schreiben Müller—Guttenbrunns bringt das Blatt auch kein Referat mehr über Novitäten des Jubiläumstheaters. Anm. d. Herausgebers.

[KK]

witzige Referent, der jedem Erfolg, den er voraussieht, ein Bein zu stellen bereit ist, seine Kritik, und das Stück wurde richtig der größte Erfolg der vorjährigen Wiener Theatersaison ... Als das zweite Stück von A. Baumberg: '*Familie Bollmann*', zur Aufführung kam, da war die 'N. Fr. Pr.' vorsichtiger. Sie lobte das Stück, weil es jene verlumpten Wiener Kleinbürger schilderte, aus denen angeblich die antisemitische Partei in Wien besteht. Die Kritik aber schloß mit der beiläufigen Frage: *Wie wird man die Schuldigen strafen*, die der antisemitischen Partei so etwas in ihrem eigenen Hause angetan? Da nichts mehr helfen wollte, griff man zur Denunziation und 'verzündete' den Direktor bei der Partei! Und mehrere andere liberalen Blätter stimmten in diesen Ton ein! Erst darauf hin sah ich mir das Stück an. Ich fand eine sehr gut geschauten Charakterstudie aus dem Wiener Volksleben, aber nicht die geringsten Anhaltspunkte für eine parteipolitische Auslegung. Mutwillig wurde eine Tendenz 'gegen die Patrone des Theaters' in das Stück gelegt, an die der Autor gar nicht dachte. Aber das war eben die Politik der Herren: Da man dem Theater beim Publikum nicht mehr schaden kann und den erfolgreichen Autor vielleicht schonen wollte, suchte man wenigstens dem Direktor zu schaden, indem man ihn bei seinen Hausherren verdächtigte Wollte der Direktor durchaus keine judenfeindlichen Stücke spielen, gut, so zieh man seinen talentvollsten Autor feindlicher Absichten *gegen die Antisemiten* — — — — — «

»Ein klassisches Beispiel für die Verlogenheit der liberalen Blätter lieferten die letzten Tage. Der *Theaterverein*, der das Kaiserjubiläums—Stadttheater gebaut, nahm eine Anleihe auf zur Deckung einer von den Architekten verschuldeten Überschreitung des Kostenvoranschlags *für den Bau*, und die 'N. Fr. Pr.', die 'Wiener Allgemeine Zeitung' und die Scharfsche 'Sonn— und Montagszeitung', die unter allen Wiener Blättern das Theater vom ersten Tag an am niedrigsten behandelt haben, sie logen einmütig, wie auf Kommando: das *Theater* brauche Geld, denn es *prosperiere nicht*, es sei nur von Freikartenbesitzern besucht. Sie brachten das Kunststück fertig, die einfache, klare Sache so darzustellen, als ob nicht der Verein, sondern der *Direktor* und *Pächter* zur Fortführung seines Unternehmens ein Anlehen benötigen würde. Aber was tritt wenige Tage später ein? Der Direktor erklärt aus freien Stücken, daß er um 6000 Gulden jährlich mehr Pacht bezahle, damit der Verein trotz des aufgenommenen Anlehens in der Lage sei, das Kapital der Gründer, wie er es versprochen, mit vier Prozent zu verzinsen. Also prosperiert das Theater dennoch?

In Wien wurde schon lange nicht so viel gelacht wie am Tage dieser Enthüllung. — — — «

Die Aufführung eines Volksstückes, in dem episodistisch ein Wucherer und eine Lizitationshyäne in ihrem Walten und Wirken vorgeführt werden, hat jüngst dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Die Theaterkritiker der Blätter, deren volkswirtschaftliche Absichten auf die Erhaltung jener Figuren im Volksleben gerichtet sind, gebärdeten sich wie besessen ob ihrer naturgetreuen Darstellung auf der Bühne. Sie glaubten den lange gesuchten »Antisemitismus« endlich gefunden zu haben und ergriffen die Gelegenheit, ihr Publikum vor dem Besuch einer Stätte zu warnen, auf der die hehre Kunst zu parteipolitischen Zwecken mißbraucht werde. Die berufsmäßigen Schädiger des Juden-

tums verlangten, daß es sich wieder einmal in solido beleidigt fühle, weil Wucherer und Lizitationshyäne maskenähnlich auftraten. Die alte Methode, die so hübsch Haß und gottgeschlagene Dummheit vereinigt, scheint wieder aufzuleben. Und sie bedachten nicht, wie oft und um wie viel schimpflicher die hehre Kunst der Buchbinder und Bauer von den Stätten des Raimund— und Carltheaters herab die Unantastbarkeit ihres Judentums mißachtet hatte, Wäre nur ein Hundertstel von dem, was in den widerlichen Dialogen von »Adam und Eva«, von der »Dritten Escadron« usw.¹, was unter dem Jubel der Judenschaft allabendlich in Rauchtheatern geleistet wird, je von den Schauspielern des Jubiläumstheaters gewagt worden, längst hätten Protestversammlungen die Schmach dieses oder jenes Jahrhunderts in alle Welt verkündet, und dem Posaunenschall aus der Fichtegasse hätten Jerichos Kulissen nicht standgehalten. Wahrlich, der seichte Spott auf jüdische Äußerlichkeiten, den die ausübenden Dramatiker der Wiener Presse ihren Glaubensgenossen im Parkett oft genug geboten haben, er hat im Sinne christlichsozialer Propaganda erfolgreicher gewirkt als die tendenziösen Anläufe des angeblichen Parteitheaters, und noch immer hat an Wiener Premierenabenden der Regisseur Gelegenheit, »im Namen des Autors« den Zuhörern zu danken, — daß sie nicht Antisemiten geworden seien. Jetzt versucht man wieder die Spekulation mit veralteten und abgeschmackten Empfindlichkeiten, und die Leute, die sich bisher nicht genug über die aufgeregten Tschechen mokieren konnten, die sich durch den »Böhm in Amerika« beleidigt fühlen, beginnen den im gleichen Stück auftretenden Börsenjobber schmerzvoll auf sich zu beziehen. Es geht wirklich zur Neige mit dem reinen Kunstgenuß, wenn es so weit kommt, daß sich jetzt Wucherer durch einen szenisch dargestellten Kollegen, Licitationshyänen durch die Licitationshyäne und Herr Otto Frischauer durch beide getroffen fühlt

Fast könnte solches Treiben auch den unabhängigen Beurteiler verwirren und ihn veranlassen, mit ehrlichem Tadel, zu dem das neueste Schauspielhaus, wie alle anderen, gewiß Anlaß bietet, sparsam zu sein. Aber es wäre ebenso ungerecht, aus den Böswilligkeiten der liberalen Presse, wie aus den törichten Paroxysmen des 'Deutschen Volksblatt' auf Programm und Haltung eines so heiß umstrittenen Theaters zu schließen. Daß seine Existenz von den Schwachköpfen in allen Lagern für ihre Zwecke ausgenützt wird, daran, dünkt mich, sind einzig die Schwachköpfe schuld.

* * *

Auf den Abschied des Fräuleins Renard komme ich nicht zurück. Ich halte die Frage, ob zuerst Herr Direktor Mahler die Dame oder diese Herrn Mahler geküßt hat, für unlösbar. Erwiesen ist, daß in dem Moment, als Fräulein Renard den Kollegen baldige Wiederkehr versprach, Fräulein Schleinzer vom Ballett »Bravo, das is' g'scheidt!« ausgerufen hat. Dies haben auch alle Blätter bestätigt. Was mit den Herren geschehen ist, die vor der Vorstellung zur Garderobe der Künstlerin hinaufstöhnten: »Fräulein, Fräulein, wir haben keine Karten bekommen! *Was sollen wir tun?*«, weiß ich nicht. In dem allgemeinen Chaos, das nach dem letzten Auftreten der Renard hereinbrach, ist die Spur jener Männer verloren gegangen. »Was sollen wir tun?« Dieser Angstschrei der Wiener Volksseele gellte durch die Nacht und wird durch die Nächte gellen, bis die Vergnügungen des Wiener Nachtlebens nicht mehr bloß im Ausspannen von Zugtieren für eine beliebte Diva bestehen werden.

1 s. Hefte 18 & 31

Wiener Börsebericht

Die heutige Börse wurde in freudiger Stimmung eröffnet.

Die über Berlin hier eingetroffene Reuter—Meldung des Inhaltes, daß die Engländer zahlreiche Burendörfer niedergebrannt, die männlichen Einwohner ausgeraubt und sodann niedergemetzelt, deren Frauen vergewaltigt hätten, wurde von der Börse mit einer lebhaften Avance in den Kursen der leitenden Papiere begrüßt.

Von Industriewerten erfuhren unter anderen »*Steyrermühl*« eine lebhafteste Kurssteigerung auf die Nachricht, daß der Gewinn aus der Aufhebung des Zeitungsstempels nicht dem Publikum zugute kommen, sondern zur Erhöhung der Dividende verwendet werden solle. Später lustlos auf ein Feuilleton von Hermann Bahr.

Zwölfkinderpapiere (Bodencredit, Nordwestbahn, Staatseisenbahn, Waffen etc.) standen unter dem guten Eindrucke, den die Nachricht von der bevorstehenden günstigen Vermählung einer Tochter Herrn v. Taussigs insbesondere auf die Kulisse übte. Später flauer auf das Bekanntwerden eines aus diesem Anlasse vorbereiteten Bänkels von Julius Bauer. Die Meldung, daß die böhmischen Gewerke den Streikenden die Wasserleitung abgeschnitten und ihren Kranken die Ausfolgung von Medikamenten verweigert hätten, wurde freudig begrüßt und bewirkte eine namhafte Hausse in böhmischen *Montanwerten*, da man sich von diesen Maßregeln eine baldige Beilegung des Ausstandes versprach,

Kurz vor Börseschluß wirkte die Nachricht von der Demission des Volkstheater—*Geiringer* verstimmend; dagegen befestigte sich die Tendenz auf das Gerücht, daß der beliebte Hofrat *Burckhard* von fortschrittlicher Seite als Gemeinderatskandidat aufgestellt werden soll.

Nachschrift. Die Börseleitung gibt den Besuchern der Galerie bekannt, daß infolge baulicher Adaptierungen die Türe des Börsensaales, durch welche seinerzeit ein führender Wiener Börsenjournalist hinausgeworfen wurde, eine Zeitlang nicht mehr besichtigt werden kann; dagegen steht die Türe, durch welche er gleich darauf wieder hereinkam, jederzeit zur Besichtigung offen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schadenfroh. Sie senden mir die letzte Nummer des gewissen Montagblattes, das — eine rühmliche Ausnahme unter den Schmutzfinken im Wiener Blätterwalde — schon öfters meinen Namen genannt hat, und freuen sich, daß mir endlich etwas »nachgewiesen« wurde. Ich habe in Nr. 30 unter den deutschen Schauspielern, die ich schätze und Herrn Kainz vorziehe, auch einen namens SAUER genannt; dieser Herr, den ich noch dazu als einen jungen Künstler bezeichnete, lebt aber gar nicht mehr, sondern hat vor undenklichen Zeiten in Prag Heldenväter u. dgl. gespielt und ist längst begraben und vergessen. Fatal! Aber nicht für mich, sondern für meinen tapfern Gegner, der mir so flink wie anonym eins am Zeug zu flicken gedachte. Beruhigen Sie sich und ihn. Ich habe nicht den alten Sauer gemeint, sondern wirklich einen jun-

gen, der frisch und gesund am Deutschen Theater in Berlin wirkt und durch Schärfe, Eleganz und Natürlichkeit seiner Darstellung in den letzten Jahren sehr bekannt geworden ist. Daß der vorlaute Montagsbursche von ihm nichts weiß, ist weiter nicht interessant. Aber mich sollte er doch darum nicht anfallen, weil ich den Mann kenne. Der Schmock kapriziert sich mit einer Hartnäckigkeit auf den Prager Schauspieler, als ob er ein sogenannter Prager Schmock wäre. Und das sind, wie Sie wissen, die ärgsten.

Dr. B. und zahlreichen anderen freundlichen Lesern der 'Neuen Freien Presse' Dank für die ungalante Mühe, mit der Sie die kleineren Lächerlichkeiten der Dame zutage fördern helfen. Wenn ich konsequent sein wollte, hätte ich hier freilich viel nachzuholen. Da war vor einiger Zeit die Nestroy—Geschichte. Holofernes sagt natürlich NICHT: »Räumt mir die Schlamperei weg.« Er sagt dies auch nicht »mit Bezug auf die Toten des Schlachtfeldes«. Vielmehr hat Holofernes seine drei Hauptleute im Feldherrnzelt erstochen und erteilt, weil er Judith empfangen will, den Befehl: »Ramt's m'r die Toten weg. Ich kann die Schlamperei nicht leiden!« oder, wie's in einer schlechten hochdeutschen Ausgabe heißt: »Laß' aber erst 's Zelt ordentlich zusammenräumen — überall lieg'n Erstochene herum — nur keine Schlamperei!« Diese selbst kann man doch überhaupt nicht wegräumen! — Die 'Neue Freie Presse' muß ja nicht Nestroy zitieren. Tut sie es, dann vermeide sie nach Möglichkeit, aus seinen Worten den ihr geläufigen lapidaren Unsinn zu machen und ihn, der kurz vor Gründung des Blattes starb, listig als ihren MITARBEITER erscheinen zu lassen. — Ostrau und Karwin waren natürlich ein reiches Revier für Abgeschmacktheiten und stilistische Mißgriffe. Der Spezialschmock hatte nichts Eiligeres zu tun, als die Ankunft der milieugierigen Dichter aus Wien und Brünn auf dem Schauplatz des Streikes zu melden. Daß einmal die modernen Dramatiker streiken und die Kohlenarbeiter zur Besichtigung des Literaturcafés in Wien eintreffen könnten, ist leider nicht zu erwarten. Dem Geschmack, der die Meldung über die Dichter in Karwin diktiert hat, entspricht das Deutsch, in dem sie abgefaßt war. Das »Milieu« wird wie folgt beschrieben: »Ein plötzlicher Wetterbruch hat den Schnee geschmolzen, der NUR IN SCHWACHEN LINIEN DIE HÜGEL DER LANDSCHAFT UND DER ÄCKER umsäumt ... der fahle Lichtschein spiegelt sich im Schneewasser, das in Tümpeln an den Straßen steht ... « Die Karwiner Luft ist mit Kohlenstaub GESCHWÄRZT, die Straße ist menschenleer und eine große Schar von Kindern treibt sich vor den Häusern herum. Die dampfende Gegend sinkt in tiefes Schwarz der Finsternis, und elektrische Lichter lassen erkennen, daß usw. Am nettesten aber ist der nachstehende Satz: »Die Arbeiterhäuser sind kleine, ebenerdige Ubikationen, die, in langer Reihe aufgeführt, sich zu Gassen schließen, vor denen einige fußbreite Gärten vor jedem Hause sich befinden.« — Anlässlich der Schnee—Miserie nörgelt sie, von der Abfuhr sei noch immer nicht viel zu merken, und klagt sieben Zeilen später, beim Überschreiten der Ringstraße müsse man oft mehrere Minuten lang warten, bis die Reihe der mit Schnee beladenen Karren vorüber sei. — Eine Nachricht, die in Gelehrtenkreisen lebhaft interpretiert wurde, deren Sinn aber bis heute noch nicht enträtselt ist: »Jena, 6. Februar. Der Chemiker Professor Knorr in JENA lehnte den Ruf nach FREIBURG in Baden zum Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Direktors der medizinischen Klinik der Universität HALLE ab.« — Aus dem Bericht über die Eröffnung der englischen Parlamentssession: »Einige wenige Peers dritten und vierten Ranges bildeten UNTER DEN DAMEN VERTEILT DIE SPÄRLICHE STAFFELEI, ÜBER WELCHE DAS ZAHREICHE PUBLIKUM AUF DER GALERIE neugierige Blicke schweifen ließ. LAUTLOS GELANGTE DIE VERLESUNG ZU ENDE ... « — Der Börsenwöchener beklagt 8000 Leichen von Engländern, die in Kapland modern. Eine der üblichen Übertreibungen

dieses Gemütsmenschen; mindestens 3000 davon spielen in Pretoria Fußball und modern nicht. Dafür heißt der holländische Gesandte in Wien, der der Kundgebung für die Buren beiwohnte, nicht JON KHEER VAN DER HOEVEN, sondern JONKHEER (Junker), Ritter v. usw. — Im Montag—Abendblatt vom 5. Februar belehrt uns Herr Berthold Frischauer, daß die Deutschen 1870/71 MITRAILLEUSEN hatten. Das haben sie durch 30 Jahre zu verbergen gewußt. Aber ein Frischauer erfährt eben alles. Und er weiß nicht nur in militärischen, sondern auch in den seit der »Affäre« damit untrennbar verknüpften kirchlichen Dingen Bescheid. In seinen Telegrammen über den Prozeß gegen die Assumptionisten hat er's bewiesen. Man nahm bisher an, daß die Assumptionisten sich von der in den Himmel aufgenommenen Jungfrau (assumpta) nennen. Nach Frischauer aber heißen sie zu Deutsch: AUFER- STEHUNGSRÜDER, und zwar »WEIL SIE DEN ZWECK VERFOLGTEN, DIE ERHEBUNG GEGEN DIE REPUBLIK ZU ORGANISIEREN«.

Manchester. Gewiß, Herr Lucian Brunner hat sich beeilt, durch sein Benehmen bei der Streik—Debatte im Gemeinderat meine letzten Bemerkungen über ihn aktuell zu machen. Es würde sich wohl verlohnen, von dem anmutigen Herrn, der im Ausland Geschäfte macht und bei uns den Freiheitsmann spielt, ausführlicher zu sprechen. Das wildeste Treiben hat unsern Gemeinderat bisher nicht tiefer herabgewürdigt als die hämisch—dreiste und protzige Art, in der Herr Brunner den Sequestrationsantrag und die Lage der Kohlenarbeiter besprach. Welchen Quellen diese Opposition entspringt, dafür ist, selbst wenn die Stellung des Herrn Brunner zur Südbahn und zu den Gewerken eine andere wäre, der Ausspruch bezeichnend, den der Mann kürzlich hinter den Kulissen getan hat: »Dieser Lueger traut sich nicht, mir in die Augen zu sehen.« Warum? »Ja, so einer ist ja doch abhängig. ABER UNSEREINS IST DOCH GANZ ANDERS FUNDIERT!« Und der Großaktionär mehrerer Bahnen, der dieses Wort sprach, wird in sozialpolitischen Kreisen ernstgenommen und als DEMOKRAT in den Wiener Gemeinderat entsendet!

J. K. Sie irren. Herr ZENKER hat den guten Geschmack, nicht mehr Redakteur der 'N. F. Pr.' zu sein. Daß sein Name anlässlich der läppischen Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof noch einmal in Zusammenhang mit dem Blatte genannt wurde, dafür kann ja Herr Z. nicht. Was sollte er übrigens heute noch in der 'Neuen Freien Presse'? Für einen ernsten Kritiker unserer kommunalen Verhältnisse ist dort ebensowenig ein Platz wie auf der Journalistentribüne des Gemeinderates. Und seine sozialpolitischen Kenntnisse konnte der Mann doch bei einem Blatte nicht verwerten, dessen Herausgeber — Herr Bacher — seinerzeit auf die Anregung, ein sozialpolitisches Ressort zu schaffen, geantwortet hat: »Für so 'was interessieren sich unsere Leut' nicht. Freilich, wenn die 'Neue Presse' so was hätte, möchten sie's lesen. Aber WOZU SOLLEN WIR EIN KÜNSTLICHES BEDÜRFNIS WECKEN?«

Consul Thalberg. Der § 78 des Deutschen Börsengesetzes vom 22. Juni 1896 lautet: »Wer gewohnheitsmäßig in gewinnsüchtiger Absicht andere unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit oder ihres Leichtsinnes zu Börsenspekulationsgeschäften verleitet, welche nicht zu ihrem Gewerbebetriebe gehören, wird mit Gefängnis und zugleich mit Geldstrafe bis zu fünfzehntausend Mark bestraft. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.«

Socius. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mich noch einmal die interessante Nummer der 'Sonn— und Montagzeitung', die Sie mir im Sommer aus Baden sandten, sehen zu lassen oder mir wenigstens das Datum, das ich vergessen habe, bekanntzugeben.

Obergymnasiast. Sie sind nicht der erste, der im Namen seiner Kollegen bei mir über das Treiben des Religionslehrers Adolf Weiß am akademischen

Gymnasium Klage führt. Seit zwei Dezennien besteht die arge Plage, unter der Eltern und Schüler in gleicher Weise leiden. Ich brauche dem, was in Nr. 13 über die Methode des jüdischen Religionsunterrichtes an den Wiener Gymnasien und speziell über das Benehmen des Herrn Weiß gesagt war, nichts hinzuzufügen. Nun fragen Sie mich aber, wie Sie sich gegen die gröblichsten Insulten schützen sollen. Sehr einfach. Wenn der Direktor, bei dem Sie sich beschweren, Herrn Weiß nicht zwingt, vor der ganzen Klasse Abbitte zu leisten, so möge Ihr Vater ohneweiters die Ehrenbeleidigungsklage überreichen. Vielleicht entschließt sich dann doch einmal das Unterrichtsministerium, dem Skandal ein Ende zu machen oder wenigstens einen Regierungsvertreter in die jüdische Religionsstunde am akademischen Gymnasium zu entsenden.

Redacteur. Und daran ist Ihr Engagement beim 'FREMDEBLATT' gescheitert? Der Chef sagte zu Ihnen, als Sie sich ihm vorstellten: »Sie erhalten so und soviel Gage und wöchentlich zwei Theaterfreibillets.« Sie fragten: »UND WANN WERDE ICH REGIERUNGSRAT?« Aber der Chefredakteur konnte Ihnen die dritte Eintrittsbedingung nicht gewährleisten. Sie hätten von Ihrer kleinlichen Forderung absteigen und nicht ein sonst so günstiges Engagement in die Schanze schlagen sollen. Es ist ja wahr, daß es keine Freikarten fürs »Deutsche Volkstheater« gibt, da sich in jeder Wiener Redaktion das Recht auf Gratisbezug der bequemen Fauteuils dieser Theaters die Chefredakteure vorbehalten haben. Aber vielleicht hätte man Sie doch schließlich durch den Titel eines Regierungsrates schadlos gehalten.

Auf zahlreiche Erkundigungen. Der kollegiale Lobspender für HERZLS »I love you« in der 'Neuen Freien Presse' war nicht Ludwig SPEIDEL, sondern Herr WITTMANN. Speidel hat es, wie man mir mitteilt, ausdrücklich abgelehnt, über das Zeug zu schreiben. Herr Wittmann war noch von den Zeiten »Adam und Evas« her Herrn Herzl Revanche schuldig. Für die produktiven Versuche des Musikkritikers HEUBERGER ist neustens ein eigener Lobreferent bestellt worden.

Thespiskarrenschieber. Gewiß wären die Leiden der Anfängerin beim Theater besonderer Beachtung würdig. Wie da alles nach wohlberechneten Schikanen kollegial herbeieilt und sich erbötig macht, der jungen Dame die »richtige Auffassung« der Rolle beizubringen. Und nur um ein kleines Verhältnis! Aber zu den Herren der Schöpfung, die sich der Debütantin auch als Herren der Kreierung aufdrängen, gesellen sich noch allerlei Revolvermänner und Kulissenschnüffler. Mit so vielem Gesindel auf einmal sich vertragen müssen, ist wahrlich bitter, und ein gutes Wort ist kürzlich aus dem Winkel einer Vorstadtbühne hervorgeseufzt worden: »Man glaubt nicht, wie viel schmutzige Hände sich an meiner Anfängerschaft abwischen möchten!«

»Eine Dame der besten Gesellschaft«. Ich werde mich bemühen, Wesentliches aus der meiner Aufmerksamkeit empfohlenen Sphäre zu erfahren, *Sufficit.* Ihre Mitteilungen sind mir stets willkommen.

Jos. St in G. Jederzeit erwünscht.

Artifex. Richtig! Herr HEVESI ist auch für 'VER SACRUM' tätig.

Herunter mit der Maske! Ihre Anregung ist mir höchst erwünscht; ich habe längst die Absicht, eingehender die Sache zu behandeln. Erfüllen Sie bald den Wunsch, den Ihre Chiffre ausdrückt.

Birualuinus. Besten Dank! Mit Ihrem Wunsche bitte sich an den Verlag zu wenden.

Treuer Leser. Keines.

Auf zahlreiche Anfragen. Welcher Art die »künstlerischen Meinungsverschiedenheiten« waren, die Herrn GEIRINGER zwangen, sich vom Deutschen

Volkstheater zurückzuziehen? Leider bin ich nicht in der Lage, Authentisches hierüber zu sagen. Bloß so viel weiß ich: Die literarischen Absichten Geiringers neigten mehr zur Richtung SCHAPIRAS, Hauptkassierer am Deutschen Volkstheater, während BUKOVICS sich wieder mehr von Bahr beeinflussen ließ. Zwar behaupten manche, es wäre schließlich gelungen, die Richtungen Bahrs und Schapiras zu versöhnen. Aber die unheilvolle Leidenschaft Bahrs für die Klassiker hat Herrn Geiringer immer wieder verstimmt. Dazu kam die schwere Enttäuschung, die »Chrysis« brachte. Man hatte sich zugkräftige Nacktheiten versprochen, und bei der Generalprobe vertröstete Geiringer die schon ungeduldigen Vertreter der Presse, indem er jedem einzelnen ins Ohr flüsterete: »Es kommt noch! Es kommt noch!« ... Aber es kam nicht. Und Geiringer ging.

Anonyme Anfragen bedauere ich nach wie vor nicht erledigen zu können. Leider macht es mir die Fülle der Zuschriften unmöglich, auch sonst in jedem einzelnen Falle mit Dank oder Antwort zu dienen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.